

hinauszögerte. Unsere Wohnung bestand aus einem großen Raum, der als Küche, Esszimmer und Wohnraum diente, und einem einzigen Schlafzimmer. Privatsphäre, wie wir sie heute kennen, war uns absolut fremd. Es gab ein Bett, das wir alle teilten, meine Mutter, meine Brüder, meine Schwester und ich.

Unser Wasser holten wir von einem Brunnen im Hof. Wir stellten einen Eimer hin und pumpten, bis er voll war. Die Schwierigkeit war, auf dem Weg von der Pumpe zum Haus nicht zu viel Wasser zu verlieren. Wir mussten Tag für Tag etliche Male vom Haus zum Brunnen und wieder zurück gehen, um unseren Bedarf zu decken. Außerdem sammelte ich Eier, stapelte Holz, das Tsalig hackte, trocknete das Geschirr ab, das Pesza spülte, und verrichtete Botengänge für meine Mutter. Meistens war ich es, der zum Stall meines Großvaters ging, um einen Krug Milch von seiner Kuh zu holen.

Unser Dorf am Rand des Białowieża Waldes bestand aus Bauern und Schmieden, Metzgern und Schneidern, Lehrern und Kaufleuten. Wir, Juden und Christen gleichermaßen, waren bäuerliche, ungebildete, fleißige Menschen, deren Leben sich rund um die Familie abspielte, um den religiösen Kalender und um Säen und Ernten.

Wir Juden sprachen zu Hause Jiddisch und in der Öffentlichkeit Polnisch. Ich lernte auch ein bisschen Deutsch von meinen Eltern. Es sollte sich herausstellen, dass uns die Deutschkenntnisse später nützlicher waren, als wir es uns hätten vorstellen können.

Weil das polnische Gesetz Juden verbot, Land zu besitzen, wie es jahrhundertlang für alle europäischen Juden verboten war, pachtete mein Großvater mütterlicherseits, Jacob Meyer, seine Äcker von der Orthodoxen Kirche. Er musste lange und schwer arbeiten, um seine Familie zu ernähren. Er bestellte die Äcker. Er grub mit einem Spaten Kartoffeln aus der Erde und mähte Heu mit einer Sense. Ich genoss es, oben auf seinem Pferdewagen zu sitzen, wenn dieser am Ende der Erntezeit mit Heu beladen war. Nachdem mein Vater nach Krakau gezogen war, kam mein Großvater oft mit Kartoffeln und Rüben und anderen Dingen aus seinem Garten zu uns, um sicherzugehen, dass seine Tochter und seine Enkel nicht hungern mussten. Doch trotz der Hilfe ihrer Eltern hatte meine Mutter alle Hände voll zu tun. Sie musste sich schließlich allein um alles kümmern. Es war viel Arbeit, nicht nur für das Essen und saubere Kleidung zu sorgen, sondern sich auch um alles zu kümmern, was mit der Schule zu tun hatte. Für sich selbst blieb meiner Mutter keine Zeit.

In Narewka kannte jeder seine Nachbarn, und man wusste, was die anderen für ihren Lebensunterhalt taten. Man bezeichnete die Männer oft mit ihrem Handwerk,

statt mit ihrem Nachnamen. Mein Großvater war bekannt als Jacob, der Schmied, und unser Nachbar war Lansman, der Schneider. Eine Frau bezeichnete man mit dem Namen ihres Ehemanns, zum Beispiel als Jacobs Frau, während man die Kinder danach nannte, wer ihre Eltern oder Großeltern waren. So war ich für die Leute nicht Leib Lejzon, noch nicht einmal der Sohn von Mosche und Chanah, ich war Jacob Meyers *ejnikl*, Jacob Meyers Enkel. Diese simple Tatsache sagt viel aus über die Welt, in der ich aufwuchs. Es war eine patriarchale Gesellschaft, in der das Alter respektiert und sogar verehrt wurde, besonders wenn es sich, wie im Fall meines Großvaters mütterlicherseits, um ein Leben voller harter Arbeit, Sorge für die Familie und Schicksalsergebenheit handelte. Ich fühlte mich immer ein bisschen größer und als etwas Besonderes, wenn man von mir als Jacob Meyers *ejnikl* sprach.

An jedem Freitagabend und am Schabbatmorgen stand ich beim Gottesdienst in der Synagoge neben meinem Großvater, senkte den Kopf, wenn er es tat, und folgte seinem Weg durch die Gebete. Ich weiß noch, wie ich zu ihm aufschaute und dachte, wie stark und groß er aussah und dass er mich beschützte wie ein riesiger Baum. Das Pessachfest feierten wir immer im Haus der Eltern meiner Mutter. Da ich der jüngste Enkel war, kam mir die nervenaufreibende Pflicht zu, bei der Sederfeier die traditionellen vier Fragen zu stellen. Wenn ich die Fragen auf Hebräisch rezitierte, bemüht, ja keinen Fehler zu machen, spürte ich den Blick meines Großvaters auf mir, der mich nicht losließ. Wenn ich fertig war, atmete ich erleichtert auf und wusste, ich hatte seine Erwartungen erfüllt. Ich genoss es, sein Enkel zu sein und bemühte mich immer, seine Zustimmung zu bekommen und mich seiner Liebe würdig zu erweisen. Besonders glücklich machte es mich, ganz allein bei meinen Großeltern zu übernachten. Dann schlief ich mit ihnen im Bett, zufrieden, dass ich es nicht, wie zu Hause, mit meinen Geschwistern teilen musste. Und wie sehr genoss ich die ungeteilte Aufmerksamkeit meiner Großeltern!

Beschützt von ihrer Liebe und der Unterstützung der Familie, wusste ich wenig von den Verfolgungen, denen die Juden von Narewka und anderen Orten in früheren Zeiten unter diesem oder jenem Regenten ausgesetzt waren. Meine Eltern hatten in den frühen 1900er Jahren Pogrome erlebt. Danach waren viele Juden aus Narewka nach Amerika ausgewandert, unter ihnen auch Morris und Karl, die Brüder meiner Mutter. Obwohl sie kein Englisch sprachen, glaubten sie, dass sie in den Vereinigten Staaten eine bessere Zukunft erwartete. Ein paar Jahre später suchte auch Schejne, Mutters schöne Schwester, ein neues Leben in Amerika.

Meine Eltern hatten den Großen Krieg von 1914–1918 am eigenen Leib erfahren. Vor 1939 wurde er nie als Weltkrieg bezeichnet, denn niemand konnte sich vorstellen, dass kaum zwanzig Jahre später die Welt erneut von einem solchen Konflikt erschüttert werden würde. Während des Großen Krieges waren die deutschen Soldaten, die Polen eroberten, im Allgemeinen rücksichtsvoll zu den Einheimischen gewesen, egal welchen Glaubens. Zugleich wurden in Narewka und vielen anderen Orten die Männer zur Zwangsarbeit verpflichtet. Mein Vater arbeitete für die Deutschen bei der schmalspurigen Eisenbahn, die Holz und andere Waren aus unserer Region nach Deutschland transportierte. 1918, als Deutschland geschlagen war, zogen sich die Eroberer dann in ihre Heimat zurück.

Im Rückblick begingen meine Eltern und viele andere einen schrecklichen Fehler, als sie dachten, die Deutschen, die im Zweiten Weltkrieg nach Narewka kamen, wären wie die Deutschen, die im Großen Krieg gekommen waren. Sie nahmen an, sie wären Menschen wie sie selbst: Männer, die ihre militärische Pflicht erfüllten und sich danach sehnten, zu ihren Frauen und Kindern zurückzukehren, empfänglich für jede Art von Freundlichkeit und Gastfreundschaft. Auf die gleiche Weise, wie die Leute mich in Bezug zu meinem Großvater betrachteten und demzufolge bestimmte Erwartungen an mich hatten, betrachteten wir die Deutschen, die 1939 nach Polen kamen, in Bezug zu jenen, die beim letzten Mal gekommen waren. Logisch betrachtet hatten wir keinen Grund, etwas anderes anzunehmen. Denn wem sollte man trauen, wenn nicht der eigenen Erfahrung?

Wenn ich an den Ort zurückdenke, an dem ich aufwuchs, an das Dorf, das mir so viele kostbare Erinnerungen schenkte, kommt mir ein jiddisches Lied in den Sinn, das ich oft mit Lansman, dem Schneider, und seinen Söhnen gesungen habe. Es heißt *Ojfn Pripetschik*, auf Deutsch »Auf dem Ofen«. Mit einer traurigen Melodie erzählt das Lied von einem Rabbiner, der seinen Schülern das hebräische Alphabet beibringt, genau auf die Art, wie ich es im Cheder gelernt hatte. Das Lied endet mit den warnenden Worten:

*As ir wet, kinder, elter wern,
wet ir alejn farschtejn,
wifil in die ojsjes lign trern,
un wifil gewejn.*

*Wenn ihr, Kinder, älter werdet,
werdet ihr verstehen,*

*wie viele Tränen in diesen Buchstaben liegen,
und wie viel Weinen.*

Abends, wenn ich dieses Lied mit den Lansmans sang, schienen diese Worte eine alte Geschichte wiederzugeben. Nie wäre mir eingefallen, dass diese Worte mir eine drohende, schreckliche Zukunft voraussagten.

Zwei

Es ist schwer, sich eine Welt ohne Flugzeuge oder Autos vorzustellen, eine Welt, in der die Menschen die meiste Zeit ihres Lebens am selben Ort wohnten und sich nur selten mehr als ein paar Kilometer von zu Hause entfernten. Eine Welt ohne Internet und sogar ohne Telefon. Andererseits liebe ich die Erinnerungen an diese kleine Welt, in der ich die ersten Jahre meiner Kindheit verbracht habe. Sie war bestimmt von Liebe und familiärer Wärme. Die vorhersehbaren Lebensmuster führten dazu, dass überraschende Momente besonders gut im Gedächtnis haften blieben. Wenn ich nach so langer Zeit an das Leben zurückdenke, empfinde ich Sehnsucht, besonders nach meinen Großeltern, den Onkel und Tanten, den Cousins und Cousinen.

Die Geschichten meines Vaters hatten mir ein glitzerndes Bild von Krakau vermittelt, fünfhundertsechzig Kilometer und damit Lichtjahre von meinem Leben in Narewka entfernt. Für meinen Vater muss es damals schwer gewesen sein, uns für so lange Zeit zu verlassen und zu wissen, dass er damit meiner Mutter die ganze Last aufbürdete. Aber meine Mutter verstand, dass er arbeitete, um uns ein besseres Leben zu ermöglichen, und dass wir uns gedulden mussten, bis er genügend Geld gespart hatte, um uns nachzuholen. Endlich, im Frühjahr 1938, nach fünf Jahren harter Arbeit und Sparen, ließ er uns kommen. Ich war aufgeregt. Ich war acht Jahre alt und abenteuerlustig. Ich wusste, dass mich in der großen Stadt viele Abenteuer erwarteten, und mit meinem Vater zusammen zu sein, schien mir das Wichtigste auf der Welt zu sein. Seit ich drei war, war er die meiste Zeit nicht da gewesen. Deshalb war ich freudig erregt und ohne jede böse Vorahnung, als ich mich von meinen Großeltern, Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen verabschiedete. Ich war bereit, ein neues Leben zu beginnen. Ich ging davon aus, dass ich alle Verwandten und Freunde träfe, wann immer wir wiederkämen. Ohne einen Blick zurück, bestieg ich mit meiner Mutter, meinen Brüdern und meiner Schwester den Zug zu meiner ersten Eisenbahnfahrt.

Noch nie zuvor war ich über die Grenzen meines Dorfs hinausgekommen, geschweige denn mit einem Zug. Auf dieser Fahrt war alles aufregend, die Geräusche,